

RUF! Zeichen

Zeitschrift der Ständigen Diakone Österreichs

Jahrgang 15

Juni 2013



Begeleiten

Sprecherwort	2
Krank sein	6 - 9

Tagung	4 - 5
Pfarrer teilen?	12-17

Sprecherwort

Liebe Leserinnen und Leser unseres Kommunikationsmediums Ruf!Zeichen!

Seit der letzten Ausgabe des Ruf!Zeichens gab es mit dem der Wahl von Papst Franziskus ein wichtiges weltkirchliches Ereignis, das uns mit Freude erfüllt. Nicht nur sein Name, der Programm ist, sondern auch die ersten Handlungen und Entscheidungen lassen Großes von diesem Pontifikat erwarten. Gerade die Bescheidenheit von Papst Franziskus als Bischof von Rom und



Franz Ferstl, Wien,
Vorsitzender der
ARGE für die
ständigen Diakone

Ansagen zu einer Kirche der Armen erfüllen mich mit Freude. Ich sehe darin einen ehrlichen diakonalen Ansatz, der uns durch Papst Franziskus authentisch vorgelebt wird. Ich sehe in der Entscheidung der Kardinäle ein hoffnungsvolles Zeichen für einen neuen Weg der Kirche zu den Menschen, besonders zu den Ausgegrenzten und Armen, und die Chance einer glaubwürdigen Verkündigung und Bezeugung der Frohbotschaft in alle Gesellschaftsschichten hinein.

Auf diesem neuen Weg zu den Menschen ist es zuwenig, zu warten welche weiteren Schritte unser Kirchenoberhaupt setzt und ob sich genau unsere Erwartungen erfüllen. Es liegt an uns, dieses uns von Papst Franziskus vorgezeichnete Programm als neue Ausrichtung aufzugreifen und alles uns Mögliche zu tun, damit dieses Pontifikat einen Schritt weiter zur Bezeugung des Reiches Gottes auf Erden führen kann. An uns – gerade an uns Diakonen – liegt es, die Gunst der Stunde zu nutzen und die aufleuchtenden Zeichen der Zeit mit allen unseren diakonalen Kräften voranzutreiben. Jetzt ist nicht die Zeit des Abwartens, was

sich in Rom verändern wird, sondern die Zeit, den uns vom Papst vorgegebenen Weg zu den Menschen in ihren vielfältigen Nöten zu gehen. Machen wir uns gegenseitig Mut und nützen wir die Zeichen der Zeit, um die Kirche von der Fruchtbarkeit des diakonalen Weges zu überzeugen.

Ein wichtiges Österreichisches Ereignis auf unserem diakonalen Weg ist die Österreichtagung in Salzburg. Ein Team von Diakonen der Erzdiözese Salzburg hat mit viel Liebe und Mühe dieses Gemeinschaftsereignis zum Thema „Begleiten“ vom 18.-20. Oktober 2013 vorbereitet. Wir dürfen daran teilhaben und unsere Sendung als Segnende mit nach Hause nehmen. Da uns in der ARGE das Thema Begleitung so wichtig war, haben wir für diese Nummer einige Mitbrüder, die in diesem Bereich tätig sind gebeten, ihre Erfahrungen für das Ruf!Zeichen zu liefern. Diese Beiträge möchten auch zur Teilnahme in Salzburg motivieren. Weiters gibt es in dieser Nummer Berichte von wichtigen Ereignissen in den Diözesen und die neuen Diözeanvertreter stellen sich vor. Bei dieser Gelegenheit möchte ich allen, die bisher diese Dienste für die Diakonengemeinschaft getragen haben, ein „herzliches Vergelts Gott“ sagen.

Lassen wir uns von der österlichen Freude über die vielen Gaben des Auferstandenen und besonders mit der Sendung des Heiligen Geistes beschenken, um mit viel Engagement die weiteren Schritte unseres Papstes Franziskus mitzutragen und ihnen zum Frucht tragen zu verhelfen.

Von Herzen grüßt Franz Ferstl



Wort der Frauen

„Begegnung, die verwandelt“

Vor einiger Zeit hat Frau Maria Höllwerth mich gebeten, einen Beitrag für das „Wort der Frauen“ in dieser Zeitschrift zu schreiben, zum Thema „Begegnung, die verwandelt“. Ich bin **Maria Lagler**, pensionierte Religionslehrerin, und lebe in Kärnten.

Mein Mann Josef ist seit 25 Jahren Diakon, wir haben 3 erwachsene Kinder und 3 süße Enkelkinder, also ein erfahrungsreiches und intensives Leben in Familie und Kirche.

Was macht für mich einen Tag zu etwas Besonderem, was gibt ihm Sinn?

Es sind die Begegnungen mit Menschen, die wirklichen Begegnungen.

Schon seit langem beschäftigt mich ein Gedanke aus einem alten Theaterstück,

„Unsere kleine Stadt“ von Thornton Wilder:

Im 3. Akt des Schauspiels ist Emily gestorben, bei der Geburt ihres 2. Kindes, und sie ist im Totenreich gelandet. Sehnsüchtig schaut sie herab auf die Lebenden, sie möchte so gerne ins Leben zurückkehren. Und tatsächlich: Sie darf sich einen Tag aussuchen und nochmals diesen Tag erleben.

Voller Freude und Erwartung reist sie zurück zu ihrem 12. Geburtstag.

Doch je länger der Tag dauert, umso mehr ist sie erschüttert über die Banalität und Nichtigkeit der Dinge, mit der die Menschen sich befassen. Sie ist erschüttert über die Oberflächlichkeit der Beziehungen und hat das Gefühl, alle leben nicht miteinander, sondern nebeneinander her. Sie versucht die Menschen aus ihrem Alltagstrott zu reißen und sie aufzurütteln, doch vergeblich.

Diese Geschichte, die nichts aussagen will über das „Jenseits“, hat mir immer wieder bewusst gemacht, wie kostbar jeder Tag unseres Lebens ist, wie wunderbar es ist, dass ich ihn leben darf mit anderen Menschen zusammen. Und die highlights jeden Tages sind die Begegnungen.

Nicht jedes Treffen von Menschen ist eine Begegnung, manchmal spüren wir Oberflächlichkeit und Desinteresse, nur ein paar nichts sagende Worte, ein bisschen smalltalk, und das war`s auch schon.

Wann aber kann eine Begegnung stattfinden, die mein Inneres erreicht, die mein Herz berührt?

Ein Geheimnis für eine wahre Begegnung ist, dass ich ganz da bin, konzentriert auf mein Gegenüber, offen für diesen besonderen Menschen, dass ich zuhöre und Anteil nehme am andern, und dass auch ich selbst mich einbringen kann mit meiner Person.

Oft ist es so einfach: Man sieht sich und freut sich und spürt die Freude des andern. Es sind nicht in erster Linie die großen Worte, sondern die seelische Berührung. Das Gefühl von gegenseitiger Wertschätzung und Einfühlung ineinander lässt unser Herz aufgehen.

Vielleicht lassen wir einander teilhaben an einer besonderen Freude, vielleicht an einer gemeinsamen Begeisterung, vielleicht an einem großen Kummer oder einer tiefen Sorge.

Jedes Zusammentreffen mit Menschen kann eine echte Begegnung sein, wenn dieses Offensein im Augenblick da ist, eine Herzlichkeit überspringen kann, mein Inneres verwandelt wird in Freude und neue Kraft oder auch in tiefe Betroffenheit über das Leben. Schön ist es, wenn wir sagen können „Es hat mir gut getan, dass ich dich getroffen habe.“

Die Begegnungen, die Menschen der Bibel mit Jesus erlebt haben, künden von ganz besonderer Verwandlung zu neuem Leben, von Vergebung und Heilung, neuem Lebensmut und Freude.

Ein bisschen von diesem „Leben in Fülle“, mit dem Gott uns beschenken möchte, dürfen wir erfahren in jeder echten Begegnung.

Eine Begegnung in der letzten Zeit, die mich verwandelt hat, war per E-mail und Telefon, ein Gespräch mit einem Freund aus Studienzeiten, Pater Herbert „Jimmy“, viele Jahre Missionar in Peru und seit einigen Jahren wieder in Europa. Er ist jetzt schon unterwegs, für 3 Monate, auf dem Jakobsweg nach Santiago de Compostella. Man kann auch über weite Entfernungen verbunden bleiben.

Sein Auftrag an uns als seine Freunde: „...Und geht ihr inzwischen euren Weg, mit Gottes Segen!“

Jeden Tag denke ich daran, den Weg des Lebens bewusst zu gehen.

Homepage der Ständigen Diakone:

www.diakon.at

„Österreichtagung der Ständigen Diakone 2013“ in Salzburg

In diesem Jahr findet die „Österreichtagung der Ständigen Diakone“ in *Salzburg* statt vom 18. - 20. 10. 2013 zum Thema:

„Miteinander gehen, zueinander stehen...“ – Diakone als Begleiter.

Wir wollen dabei (am Samstagnachmittag ganz konkret in einzelnen WSs) die verschiedenen **diakonalen Orte der Begleitung** reflektieren (in der Gemeinde: Sozialkreis, Familienpastoral..., in der Kategorialseelsorge: Seniorenheim, Krankenhaus..., in Kirche und Gesellschaft ...). Den Organisatoren ist ein nicht nur kirchlicher-, sondern auch gesamt-gesellschaftlicher Blick auf das Tagungsthema und die spezifische Rolle der Diakone wichtig. Außerdem birgt dieses Treffen die Möglichkeit des konkreten Miteinanders und der gegenseitigen Begleitung, quasi von Diakon zu Diakon.

Die Tagung beginnt am Freitagabend, 17h mit einer ersten Begegnung und der Einführung ins Tagungsthema. Am Samstagvormittag sind inhaltliche Impulse vorgesehen, die am Samstagnachmittag in Arbeitsgruppen reflektiert werden, am Sonntagmittag endet die Tagung mit einem festlichen Gottesdienst und dem anschließenden Mittagessen im Wallfahrtsort Maria Plain.

Doraja Eberle („Bauern-helfen-Bauern“-Initiatorin, Ex-Landes-Politikerin, seit 2011 Mitglied des Vorstandes der ERSTE Stiftung) wird aus ihrer gesellschaftspolitischen Perspektive „Begleitung“ definieren.

Klaus Kießling (Präsident des Internationalen Diakonatszentrums IDZ; Leiter des Seminars für Religionspädagogik, Katechetik und Didaktik sowie des Instituts für Pastoralpsychologie und Spiritualität in St. Georgen/ Frankfurt am Main) wird den spezifisch diakonalen Aspekt des Begleitens beleuchten.

Mit diesen beiden Referenten haben wir zwei herausragende Persönlichkeiten aus ganz unterschiedlichen Tätigkeitsbereichen gewinnen können. Auch die Workshop-Leiter sind Experten in den jeweiligen Bereichen. Gemeinsam mit dem kulturellen Rahmenprogramm (Samstagabend: Ausflug in die Salzburger Altstadt/ Sonntagmorgen: Messe und abschließendes Mittagessen in Maria Plain) verspricht die Tagung also eine sehr interessante zu werden. Die Organisatoren freuen sich auf ein volles Haus und fruchtbare Begegnungen. (FW)

Verlaufsplanung in Stichworten

Freitag:

- 17:00 Uhr Begrüßung und Organisatorisches/ Einführung ins Tagungsthema
- 18:30 Uhr Abendessen
- 20:00 Uhr Begegnung im Plenum/ Vorstellung der Workshops

Samstag:

- 08:00 Uhr Laudes
- 08:30 Uhr Frühstück
- 09:15 Uhr Inhaltlicher Impuls (D. Eberle/K. Kiessling) und Gespräch
- 12:15 Uhr Mittagsgebet und Mittagessen
- 14:00 Uhr Arbeit in den Workshops
- 15:30 Uhr Kaffeepause
- 16:00 Uhr Austausch im Plenum
- 17:00 Uhr Abfahrt in die Altstadt
- 19:00 Uhr Abendessen in St. Virgil
- 20:30 Uhr Abendprogramm (**dazu sind die jeweiligen Diözesen eingeladen, einen „unterhaltsamen Beitrag“ zur Tagung mitzubringen...;-)...!**)

Sonntag:

- 08:00 Uhr Laudes
- 08:30 Uhr Frühstück
- 09:30 Uhr Abfahrt mit den Bussen oder dem Privatauto nach Maria Plain
- 10:00 Uhr Festgottesdienst in der Wallfahrtskirche Maria Plain
- Anschl. Mittagessen und Abschluss im Gasthof „Maria Plain“
- Rückfahrt der einzelnen Teilnehmer/innen von Maria Plain entweder mit dem Privatauto oder den bereitgestellten Bussen zum Bahnhof

Anmeldung zur Tagung

Bis spätestens 23. September 2013 an: Petra Gasser, Kapitelplatz 2, 5010 Salzburg,
0662/8047/1600; petra.gasser@zentrale.kirchen.net)

Ich melde mich hiermit zur Österreichtagung der Diakone, vom 18.- 20. Oktober 2013, in
Salzburg-St. Virgil an:

..... (Name/n)

Ich werde mit dem Zug / mit dem Auto anreisen (damit wir die Anfahrt nach Maria Plain am
Sonntag koordinieren können).

Die Tagungskosten, sowie die Verpflegung in St. Virgil übernimmt die ED Salzburg.

In St. Virgil ist das ganze Zimmer-Kontingent (EZ 44€/ DZ 33€) für uns reserviert, ebenso das
dazugehörige Haus St. Rupert. Wer dort übernachten möchte, soll sich bei Diakon Manfred
Prodinger (m.prodinger@tsn.at) anmelden.

In der Krankheit gereift zu einem Ja zum Leben

Von Herbert Mitterlehner

Das Klinikum Wels-Grieskirchen mit knapp 4.000 Mitarbeiter/innen und mehr als 1.000 Patient/innen ist eine Stadt in der Stadt. Es ist ein bunter Mix aus Nationalitäten, Religionen, Ideologien und Sprachen. Mit den medizinischen, pflegenden und therapeutischen Berufen bildet das interreligiöse Team der Seelsorge einen wichtigen Beitrag in Kommunikation, Emotion und Spiritualität. Als interreligiöses Team wollen wir mit unserer Zusammenarbeit und mit unseren Projekten ein Zeichen des Friedens, der Anerkennung und Achtung gegenüber jeden Menschen setzen. Ist doch die Anerkennung und das Wahrgenommen-Werden der erste Schritt der Heilung und Wandlung.

Wenn Menschen ins Krankenhaus kommen, dann verändert sich ihr Leben. Sie befinden sich in einem Ausnahmezustand, vielleicht sogar an der Schwelle eines Lebensumbruchs. Lebensillusionen, die sonst oft den Alltag prägen, haben im Krankenhaus keinen Platz. Niederschmetternde Diagnosen, Ohnmachtsgefühle, Sinnverlust, Zweifel und andere Umstände bringen das Leben ins Wanken – und manchmal auch auf den Punkt. Es gibt kein Wenn und Aber. Das Dasein, Zuhören, Mitaushalten der Seelsorge-rinnen und Seelsorger eröffnen oft einen Perspektivenwechsel – und mitunter eine Wandlung. Zwei Lebensgeschichten mögen dies ausdrücken.

Ein nächtliches Mahl

Während eines Nachtdienstes ruft mich kurz nach Mitternacht eine Dipl. Krankenschwester an und bittet für einen Patienten um die Kommunion. Ich komme in das Zimmer und begegne einem Mann Mitte 50 – ohne festen Wohnsitz. Er bedankt sich für mein nächtliches Kommen und setzt mit den Worten „... I wo oiwei a Hoderlump“ fort und erzählt dann rund eineinhalb Stunden aus seinem Leben. Sein Erzählen mündet im gemeinsamen Beten. Ich teile für uns die mitgebrachte Kommunion und wir feiern gemeinsam „unser nächtliches Mahl“. Nach einem abschließenden Gebet und dem Segen nehme ich noch einmal an seinem

Bett Platz und wir wissen uns beide von der Stille getragen. Nach etwa einer halben Stunde greift er nach meiner Hand und erinnert sich aus seiner Kinderzeit an das Lied „Der Heiland ist erstanden“. Ich beginne zu singen und mein nächtlicher Patient „brummt“ irgendwie mit. Er wird immer leiser und gegen Ende der zweiten Strophe macht er seinen letzten Atemzug. Ich bleib noch bei ihm bis die Nachtdienstschwester ins Zimmer kommt und wir gemeinsam „sein Leben“ dem barmherzigen Vater übergeben.

Allein diese eine Nacht würde für meinen Lebenssinn ausreichen. Manchmal ist alles, was wir tun können, einen Menschen auf seinem letzten Weg zu begleiten. Eine Lebensgeschichte bekommt ein neues Ansehen, eine neue Würde – wandelt sich zum Guten.

Viele Patientinnen und Patienten werden durch viele Jahre der Krankheit von einem Suchen nach Neuem begleitet.

Die Geschichte der Susanna Wetzlmair

„Es wird gut werden – und es hat schon begonnen.“ So lautet der Leitgedanke unseres Han-

delns. Täglich dürfen wir dafür Zeugen sein. Dazu möchte ich eine zweite Geschichte erzählen. Geschrieben hat sie eine Patientin, die ich seit drei Jahren begleite: Mag. Susanna Wetzlmair: Heute ist ein verregneter, grauer Tag. Und trotzdem finde ich ihn wunderschön. Meinen Nachmittag habe ich bis dato damit verbracht, zu lesen, zu entspannen, zu genießen. Ich fühle mich gut. Ich kann gut mit mir selber sein, ich bin gerne bei mir zu Besuch. Das war nicht immer so, zu un-

stet war ich dazu.

Meine Geschichte ist nicht spektakulär, aber für mich einschneidend. Alle drei Wochen muss ich stationär einen Tag im Krankenhaus verbringen. Ich habe eine lange Leidensgeschichte hinter mir. Das Wort „Leidensgeschichte“ klingt – wie der Name eben sagt – nach „leiden“, nach „Krankheit“, nach „Verzweiflung“ – nach negativen Gefühlen. Das ist zwar richtig, aber es ist eine unvollständige Wiedergabe und Beschreibung dieses Wortes. Immerhin besteht dieses Wort aus zwei Teilen: „Leiden“ und „Geschichte“. Ich möchte mich hier mit dem zweiten Teil, nämlich meiner Geschichte befassen. Von Krankheiten würde auch ich nicht gerne lesen wollen.



Eine Begegnung, die wandelt

Wie meine liebe Mutter immer sagt: „Alles hat seine zwei Seiten“, stimmt das auch hier. Wenn ich in der Klinik bin, bekomme ich Besuch von einem mir sehr lieb gewordenen Menschen. Wenn er einmal nicht kommen kann, vermisse ich ihn. Und eben dieser Mensch bittet mich nun darum, über das Thema „Wandlung“ zu schreiben. Ihm kann ich kaum etwas abschlagen, zu sehr hat er mitgeholfen, dass sich in mir eine Wandlung vollzogen hat, die mein Leben so bereichert und intensiviert hat, wie nichts zuvor. Und dafür bin ich ihm so dankbar! Er hatte und hat so viel Geduld und Verständnis für mich. Auch er ist nur ein Mensch, mit all den Fehlern und Schwächen, und doch ist er etwas ganz Besonderes, ein toller Mensch mit Humor und Charme. Ich kann wirklich lachen mit ihm, manchmal sehe ich den Schalk in seinem Nacken sitzen. Er versucht, ihn zu verbergen, dies gelingt ihm aber kaum, was mir umso mehr schelmische Freude bringt. Ich rede gerne mit ihm über Gott und die Welt. Ich bin froh, dass er meinen Weg gekreuzt hat. Er hilft mir auf eine ganz eigene Art und Weise: Er hilft mir, mir selber zu helfen. Ich habe nachgelesen, wie das Wort „Wandlung“ definiert wird: Laut Wikipedia steht der Begriff unter anderem für „Jede Art von Veränderung, die sich nicht nur auf das Äußere bezieht, sondern das Wesen umfasst. In einem weiteren Sinn wird von Wandlung gesprochen, wenn sich gewisse Erscheinungsformen einer Sache ändern. Inwieweit hier bereits Veränderung oder Wandlung vorliegt oder ob die Konstanz und Identität einer Sache doch noch gegeben ist, unterliegt unterschiedlicher Einschätzung und Beurteilung.“

Nun ja, ich würde nicht behaupten, dass mich diese Krankheit vom Wesen her so derart verändert hätte, als dass ich nicht mehr die wäre, die ich war. Meine Schwächen sind zum Großteil noch immer dieselben. Auch habe ich mich äußerlich nicht maßgeblich verändert bis auf den Tatbestand, dass wir leider und Gott sei Dank – wie man es nimmt – älter werden, Falten bekommen, einige Kilo zulegen. Vielmehr hat sich die Wandlung in meiner Wahrnehmung der Welt und des Lebens an und für sich manifestiert. Und so gesehen, hat mich die Erfahrung einer lebensbedrohlichen Erkrankung doch geändert! Ob ich deswegen ein besserer Mensch geworden bin, bezweifle ich. Aber ich bin bewusster geworden – mir selber gegenüber und den Menschen und Dingen um mich herum. Beispielsweise haben sich die Menschen mir gegenüber

verändert. Ich meine jetzt nicht, dass sie Mitleid mit mir haben – das würde ich niemals wollen. Aber eine Art tiefes Vertrauen zu mir als Person hat sich etabliert. Menschen erzählen mir ihre Geschichten, ihre Geheimnisse, ihr Wünsche und Erfahrungen, und zwar solche, die man eher selten jemandem anvertraut. Es bedarf großen Vertrauens, gewisse Dinge zu erzählen oder in bestimmten Belangen nach Rat zu fragen. Und das tun nun Menschen um mich herum. Ich fühle mich dadurch geschmeichelt, jedoch weiß ich nicht, wodurch diese Verhaltensänderung tatsächlich ausgelöst wurde. Bin ich wirklich vertrauenswürdiger geworden, weil ich authentischer bin als früher? Ja, das kann sein, wahrscheinlich ist es das.

So etwas wie „Erleuchtung“

Mir ist bewusst, wie arrogant es klingt, zu behaupten, ich hätte durch meine Erkrankung ein bisschen mehr an „Erleuchtung“ abbekommen als Menschen, die, nennen wir es „ein normales Leben“ haben, ohne diese permanente diffuse Angst tief in einem drinnen, wieder zu erkranken oder gar sterben zu müssen, zu früh, zu qualvoll und zu ungerecht. Diese Angst habe ich. Nie wird dieses Gefühl ganz weg gehen, das wäre unmenschlich bravourös, wenn ich das könnte. Aber ich habe gelernt, mit meinen Ängsten umzugehen, und im Zuge dessen hat sich meine persönliche Wandlung vollzogen. Ich habe gewonnen, ein Mehr an Leben und Intensität, ein Mehr an Freude und Freunden, ein Mehr an alltäglichen kleinen und großen Dingen, die das Herz erfreuen, ein Mehr an allem, was „Leben“ ausmacht.

Meine Wandlung besteht darin, das Hier und Jetzt zu spüren, die Gegenwart zu leben, zu verweilen im Heute. Früher habe ich viel in der Vergangenheit gelebt, rückwärts geschaut, vermisst, was einmal war. Oder ich habe mein Glück in einer Zukunft gesehen, die aber nie so eintrat, wie erwünscht oder geträumt. Beides hat mich immer frustriert. Jetzt kenne ich diesen Frust nicht mehr, er hat sich verabschiedet mit meiner Erkrankung. Sie hat mir gezeigt, wie wertvoll es ist, JETZT zu leben, nicht später oder morgen oder irgendwann und auch nicht gestern.

Ein gutes Gefühl

Manchmal stelle ich mir vor, jemand anderer zu sein. Ich bin vorbehaltlos gesund und alles ist ganz normal. Keine Ärzte, keine Krankenhäuser, keine Infusionen, nichts. Mein Leben ist sorglos. Dann versuche ich, mir dieses „Glücksgefühl“, das daraus entspringen sollte, vorzustellen. Das gelingt mir nicht, denn in meinem

Innersten weiß ich, dass ich nicht glücklicher wäre als jetzt. Das klingt unglaublich, ja ich bin mir dessen bewusst, was ich da schreibe, aber es ist wirklich so! Also steigere ich meinen Anspruch: Ich bin zusätzlich 20 Jahre jünger, schlanker, schöner, reicher ... dann bin ich endgültig im Reich der Träume – und der Unmöglichkeit. Ich muss dann immer lächeln über meine eigene Dummheit, denn dann wären ja meine geliebten Kinder nicht vorhanden ... also irgendwie passt es halt nie wirklich. Und mein perfekter Traum platzt somit immer, und dann bin ich zurück, im Hier und Jetzt. Und dieses Gefühl, dass alles seine Richtigkeit hat, nimmt seinen Platz ein. Ein gutes Gefühl.

Ich habe viel mehr als andere

Ich habe so viel, viel mehr als die meisten Menschen, ich meine das nicht auf materieller Ebene.

Ich habe Menschen um mich herum, die ich liebe, die ich mag, die ich schätze und die umgekehrt mich lieben, mögen, schätzen. Ich habe zwei ganz besondere Kinder. Ich habe einen Beruf, der mir viel Freude und Spaß bereitet. Ich habe tolle Eltern, die stark und



voller Zuversicht sind. Ich denke tatsächlich, wäre ich eine andere, ich würde mich beneiden um dieses Leben. Ich „bin“ – wie mein lieber Freund aus dem Krankenhaus immer zu sagen pflegt.

Mir fällt auf, dass die meisten Menschen häufig viel zu jammern haben. Wenn man Menschen auf den Straßen, in ihren Autos, auf Ämtern, in Geschäften beobachtet, sehen die meisten gestresst, mürrisch oder in sich gekehrt aus. Kaum jemand fällt dadurch auf, dass er lächelt, einen offenen Blick riskiert oder gar einen Gruß. Ich mache mir öfter die Freude, bewusst nett zu fremden Menschen zu sein. Neunundneunzig von hundert goutieren das freudig, sind geradezu dankbar für jede kleine Geste und wundern sich vielleicht ein wenig darüber, dass ein Fremder eine Art von Intimität aufbauen kann. Dabei wäre es so einfach!

Ich bedaure die „normalen“ Menschen, ich meine hier jene, die so fremdbestimmt und gesteuert leben, Tag für Tag, weil sie weder Zeit noch Lust haben, sich und anderen Fragen zu stellen.

Wie Rädchen in einer Maschinerie funktionieren sie, ohne sich ihres wahren Wertes und ihrer Einzigartigkeit bewusst zu sein, weil der Stress und der Alltag und das Einerlei die Augen und das Herz blind machen. Nein, ich beneide niemanden, die Gesunden nicht und auch nicht die materiell Reichen. Ich SEHE und FÜHLE, wie manche das niemals können werden! Es ist geradezu beglückend, so etwas erfahren zu dürfen. Vielleicht sehe ich es ja morgen schon wieder ganz anders, vielleicht spielen auch nur meine Hormone verrückt - aber irgendetwas sagt mir, dass es doch anders ist.

Wandlung in der Beziehung mit Gott

Dies ist die eine Seite meiner Wandlung, eben genau oben Beschriebenes bewusst wahrgenommen und erkannt zu haben. Dies erhöht meine Lebensqualität enorm. Eine zweite Perspekti-

venänderung hat in meiner Beziehung zu Gott stattgefunden. Ich war nie die idealtypische Besetzung einer guten Christin. Und ich bin es immer noch nicht.

Dazu bin ich viel zu rebellisch und egozentrisch veranlagt. Ich habe lediglich stets in meinem Leben an Gott geglaubt.

Zwischendurch hatte und habe ich immer wieder Zweifel an allem, jedoch nur kurze und irgendwie nicht tatsächlich echte. Mein Gott ist ein sehr persönlicher, vielleicht gibt es ihn auch so nur für mich. Was neu ist, ist der Tatbestand, dass dieses Gefühl, getragen und geführt zu werden, beschützt zu sein, nie allein zu sein, gewachsen ist. Ein beinahe blindes Vertrauen in Gott begleitet mich. Es ist eine Art von Kraft, die aus mir selber zu kommen scheint. Wirklich bewusst wurde mir das auf einer meiner vielen Reisen, die ich in den letzten beiden Jahren gemacht habe. Dies geschah in Brasilien. Ich habe zwei Wochen im Hochland in Zentralbrasilien verbracht, wo ich täglich sehr viel meditiert habe. Der Auslöser war ein besonders schöner Moment in meinem Leben:

Es war ein sonniger Tag, ein blauer Himmel mit starken Farben, die Sonne schien kräftig, obwohl dort beginnender Winter war. Ein paar theatralische Wölkchen, schneeweiß, standen am Himmel, wie gemalt. Ich saß auf einem Aussichtsplateau mit Sicht über eine

atemberaubende Weite und Wildnis, einfach nur schön und naturgewaltig. Allein das hätte schon gereicht für ein grandioses Glücksgefühl. Aber nicht genug damit, ich saß da und genoss die Stille, die Aussicht, die Schönheit dieser Natur, so fernab von jedem Lärm und Konsum und Stress – und plötzlich kreisten Kondore über mir, mächtige Greifvögel mit einer Spannweite von über drei Metern. Einer wäre imposant genug gewesen, aber es war ein ganzer Schwarm. Sie schwebten wie die Könige der Lüfte mit einer Leichtigkeit über ihr Reich, sie gehörten dorthin und nirgendwo sonst. Es trieb mir die Tränen in die Augen, so erfasst wurde ich von diesem Spektakel. Ich saß da in meiner Atemlosigkeit und grenzenlosen Bewunderung, was diese wunderbare Welt mir gerade bot – und in diesem Moment spürte ich die Nähe Gottes in mir wie kaum zuvor. Und dies blieb mir bis heute erhalten.

Neugierig auf das Leben

Ich erlebe eine Phase meines Lebens, die sehr intensiv ist: ich spüre mich, meinen Geist und meinen Willen, ich spüre Freude - ohne richtigen Grund. Ich glaube an Gott und habe tiefes Vertrauen zu ihm. Das macht mich leicht. Ich fühle mich als Teil eines Ganzen. Verrückt, nicht wahr? Meine Wandlung besteht im Weiteren darin, dass ich sehr neugierig auf das Leben geworden bin, süchtig nach neuen Eindrücken und Erfahrungen, nach Menschen, die in keine Schublade passen, nach Reisen in fremde Kulturen, nach Natur in allen erdenklichen Ausprägungen. Mit dem Alter lässt die Neugierde nach. Bei mir wird sie mehr – und ich liebe es. Ich spüre, dass ich lebe, wenn ich neugierig und wach bleibe. Resignation ist schlimm, und ich hoffe, niemals in diese Situation zu geraten und sie immer wieder bekämpfen zu können, sollte sie doch eintreten. Alt ist man dann, wenn man nicht mehr begeisterungsfähig ist, das denke ich aus tiefstem Herzen.

Ich stelle mir vor, ein Gefäß zu sein, das noch lange nicht randvoll ist, denn dann wäre mein Leben zu Ende. Jeder sollte im Leben sein Gefäß bis oben hin füllen können, denn dann wäre das Sterben keine angstvolle Sache mehr. Und eben dieses Gefühl habe ich in mir: Dass mein Gefäß noch lange nicht voll ist.

Ich schreibe hier keine wissenschaftliche Abhandlung, es sind einfach nur meine Gedanken, meine Art, das Leben zu nehmen und zu akzeptieren. Ich will auch niemandem etwas beweisen oder ihn dazu bringen, von meinen Aussagen überzeugt zu sein. Aber vielleicht gibt es einen

Menschen, der das liest und dem ich einen Grund liefern kann, weiterzumachen in diesem Leben. Einer, der sich denkt „Ja, sie hat recht, ich muss meine eigene Misere dahingehend nochmals überdenken.“ Das würde mich freuen.

Mehr ging eben nicht

Ich dachte mir in meinem früheren Leben – ich nenne es mein erstes Leben – immer, ich müsste perfekt sein, ich hätte zu viele Schwächen, ich wäre keine guter Mensch, ich täte einfach zu wenig für die Menschheit generell, ich würde niemals Spuren hinterlassen, ich wäre insgesamt einfach „zu wenig“. Wie belastend das oft war und wie energieraubend diese Kraftakte, eben diese Mängel auszumerzen. Heute lache ich deswegen. Ich bin so, wie ich eben bin. Ich werde nie eine Mutter Teresa sein, ich kann die Welt nicht retten, ich werde wohl auch kaum eine geniale Erfindung machen oder ein extremes Talent zum Vorschein bringen. Als Mutter und Ehefrau habe ich mein Bestes gegeben, aber es war trotzdem mäßig. Ich hätte alles besser machen können – so dachte ich noch vor kurzem. Heute sehe ich, dass ich genau so war, wie es mir bestimmt war, zu sein. Mehr ging eben nicht und besser ging auch nicht. Ich war nie absichtlich böse oder hinterhältig, aber ich war immer nur ein Mensch. Heiligsprechen kann man mich kaum. Und das ist so nun in Ordnung für mich. Ich brauche nicht perfekt zu sein, von allen geliebt und verehrt zu werden, ich brauche auch nicht so zu sein, wie mich manche sehen und haben wollen. Ich mag nur mehr authentisch sein. Dies ist sehr befreiend und verursacht ein Gefühl der Leichtigkeit und Dankbarkeit.

Unsere gemeinsame Überzeugung ist der Glaube daran, dass alle Menschen von dem einen Gott geschaffen und einmalig sind. Bei vielen Menschen, die wir begleiten dürfen, wächst dabei die Sehnsucht, sich von Gott geliebt zu erfahren. Im Gehen neuer Wege und eines ehrlichen Miteinander möge unser Tun und Dasein neuen Mut machen, das Leben immer wieder zu wagen und so der „Wandlung“ Raum zu geben.

(Quelle: Veritas)

Homepage der Ständigen Diakone:

www.diakon.at

Leserbeitrag

Der Diakon - skizzenhafter Versuch einer heterotopischen Standortbestimmung

In seinem Beitrag, der im letzten RUF!Zeichen abgedruckt wurde, nimmt Franz Weber eine ortskirchliche Standortbestimmung des Diakons vor und legt dabei eine klassische kirchlich-strukturelle „Landkarte“ zugrunde. Durch die „geographische“ Verortung des Diakons auf dieser Landkarte soll seine irreduzible Bedeutung herausgestellt werden. Ich möchte – tlw. in Opposition zu Weber – in der folgenden Skizze eine andere Landkarte zugrunde legen, eine Landkarte, in der nicht alle Orte gleichwertig nebeneinander liegen. Meine These dabei ist, dass das Eigene des Diakons darin besteht, dass ihm nichts Eigenes zukommt.

Der Diakon wird nicht gebraucht

Bei der Wiedereinführung durch das letzte Konzil werden dem Diakon diverse sakramentale und nicht sakramentale Handlungen zugeschrieben. Keine dieser Handlungen kommt ausschließlich dem Diakon zu, vielmehr können sie auch von anderen vollzogen werden. Seine Handlungen sind für das Leben der Kirche notwendig. Es ist aber nicht notwendig, dass sie vom Diakon vollzogen werden. So ist der Diakon ein Amt, das nicht gebraucht wird.

Diese Nicht-gebraucht-werden zeigt sich symbolisch in der Eucharistiefeier, der Mitte des christlichen Lebens: Zwar stehen dem Diakon als erstem gewisse Handlungen zu, die aber durch andere auch ausgeübt werden können. Die leere Stelle, die der abwesende Diakon hinterlässt, wird nicht als Manko empfunden. Diese leere Stelle zeichnet sich dadurch aus, dass sie leer bleiben darf. Sie kann als Heterotopos, als ein Ander-Ort gesehen werden.

Michel Foucault¹ analysiert dieser Ander-Orte als reale Orte, die aber durch ihre andersartige Gestaltung eine Reflexion über die Orte der Gesellschaft darstellen. Der Ort des Diakons, die leere Stelle, bietet so gesehen eine Reflexion auf unsere Gesellschaft, was konkret bedeutet: Die kapitalistische Logik, die heute alle Lebensbereiche der Menschen durchzieht, bestimmt den Wert der Dinge anhand ihrer Brauchbarkeit. Diese Logik hat auch die Christen erreicht: Viele sehen sich selbst erst als wertvoll an, wenn sie gebraucht werden.

Und so nimmt es nicht Wunder, wenn Diakone immer wieder darauf hinweisen wie wichtig ihr Amt ist und wie sehr es/sie gebraucht wird/werden. Aber: Selbst wenn der Diakon die leere Stelle besetzt, agiert er als ein Überflüssiger.

Der Diakon als Randexistenz

Wir bauen Gebäude und Einrichtungen zum Zwecke der Aussonderung von Menschen aus der Gesellschaft. Nicht nur die Gefängnisse, sondern auch Jugend-WGs oder Altersheime sind Ersatzorte für jene, die am eigentlichen Ort keinen Platz mehr haben. Die Alten funktionieren nicht mehr und werden abgesondert; Kinder werden abgesondert, um sie zu funktionierenden Menschen aufzuzüchten, was an ihrem Ursprungsort nicht gesichert ist. Unsere Gesellschaft erzeugt aus sich heraus eine Landkarte, in der die Orte nicht gleichwertig nebeneinander stehen: Es gibt Zentren und es gibt Ränder und es gibt Ghettos.

In der Wiedereinführung eines Diakonates beginnt die Kirche diese Landkarte neu zu besetzen: Indem der Diakon in das Nicht-gebraucht-werden hineingeweiht wird, „verkörpert“ er all jene, die aus unserer Gesellschaft als unbrauchbar ausgeschieden und abgesondert werden. In diesen Geringsten begegnet er Christus und indem er diese Geringsten repräsentiert, repräsentiert er Christus. Die komparativische Formulierung, dass der Diakon durch die Weihe *enger* an den Altar Gottes rückt (Ad gentes 16), sagt eben auch aus, dass er nicht superlativisch dem Altar am engsten verbunden ist. Er steht – ganz real in der Eucharistiefeier – nicht im Zentrum, sondern am Rand, an der leeren, nicht gebrauchten Stelle.²

Eine Stufe tiefer

Der Diakon ist so verortet in einer Heterotopie. Das sind Orte, an denen die Krisen und Abweichungen einer Gesellschaft zum Ausdruck kommen. Foucault nennt u.a. als Beispiele für solche Orte Jugend- und Altersheime, Gefängnisse, Psychiatrien, Kasernen, Theater, Gärten, Bordelle, – als Heterotopie schlechthin – das Schiff und vieles mehr. Solche Orte werden durch klare Ein- und Austrittsmöglichkeiten bestimmt und innerhalb dieser werden für die Gesellschaft unübliche Handlungen ritualisiert. Der Diakon tritt in seinen Ort ein durch die Weihe und tritt aus durch den Tod. In seiner Existenz reflektiert er auf die gesellschaftliche

Logik und ist damit wesentlich gesellschafts-, struktur- und institutionskritisch. Für diesen unüblichen Charakter muss er erst seinen Ritus/Habitus finden, der nicht als Priesterkopie gelebt werden darf. „Eine Stufe tiefer“ (Lumen gentium 29) wird damit gleichsam zur Wesensaussage des Diakonates, die durch das *Motu Proprio Omnium in mentem* bekräftigt wurde. Allein in seiner Existenz verkörpert der Diakon die Umwertung der gesellschaftlichen Landkarte und ist in seinem Nicht-gebraucht-werden unverzichtbarer Teil der Hierarchie, die sich selbst nicht genügen will.

1 Foucault M., Von anderen Räumen, in: Dünne J. / Günzel S., Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften, Frankfurt/M. 2006 (= stw 1800), 317-329.

2 Lunglmayr B., Der Diakon. Kirchliches Amt zweiter Klasse?, Innsbruck 2002, 35-39.

Karlheinz Six (Diakon aus Kärnten)

Diakone Eisenstadt

Am „Tag der Diakone“ der Diözese Eisenstadt, am Sa. dem 24.11.2012. fand im Dom zum Hl. Martin die Weihe von drei Männern zu Ständigen Diakonen statt:

Gerhard Bollardt aus Unterfrauenhaid

Michael Haider aus Apetlon

Mag. Willibald Jandrisits aus Güttenbach
Neben Diözesanbischof Dr. Ägydius J. Zsifkovits dem Hauptzelebrenten nahmen auch Altbischof Dr. Paul Iby und Weihbischof Franz Scharl an der Zeremonie teil. Zahlreiche Priester und Diakone, sowie Hunderte Gläubige aus den Heimatpfarren der Weihekandidaten gaben dem Gottesdienst eine besondere Würde. Neben dem Domchor und dem Bläserchor unter Dom-Kpm. Doleschal trug auch der Kirchenchor – Apetlon unter Kantor Josef Pitzl zur äußerst gelungenen musikalischen Umrahmung bei. Drei Symbole gab der Bischof den Neu-Diakonen mit auf den Weg für ihr zukünftiges Wirken:

**die Schüssel der Fusswaschung,
den Mantel des Hl. Martin und
den Korb der Hl. Elisabeth**

Im Anschluss an die Agape waren alle Diakone der Burgenlandes mit ihren Familien zum Mittagessen im „Haus der Begegnung“ geladen, wo der Bischof besonders den Ehefrauen und Kindern dafür dankte, dass diese voll hinter dem Engagement ihrer Gatten und Väter für die Kirche des Landes stehen.

Am darauf folgenden Christ-Königsfest feierten die Neo-Diakone in ihren Heimatpfarren den sog. „Einführungsgottesdienst“ mit einer - für burgenländische Dorfpfarren typischen - großen und herzlichen Anteilnahme der Bevölkerung, der politischen Gemeinde und der Kulturträger des jeweiligen Ortes.

Mit Bedauern wird zur Kenntnis genommen, dass der Weihekandidat **Dr. Wolfgang Windisch** wegen sehr schwerer Erkrankung erst zu einem späteren Termin die Weihe empfangen wird.

2013 werden unter der Leitung von Diakon **Richard Müllner** Wallfahrten nach Lourdes und Fatima (mit Santiago die Compostella) stattfinden.



Aktuelle Fragenstellungen:

Wie sind die derzeitigen Situationen und „Befindlichkeiten“ bei Priestern / mit Diakonen bzw. umgekehrt.

Abgesehen von den gültigen aktuellen bzw. den zu erwartenden Dekreten: Wo respektive Wie sehen wir unsere Aufgaben und vor allem: Was sind unsere Visionen für die Zukunft unter den Aspekten: 50 Jahre II. Vaticanum, „Jahr des Glaubens“, sowie: „Neuevangelisierung“.

Andiskutiert wird auch die Frage „Was bist du dann, nach der Weihe?“ Mein Versuch einer kurzen Antwort: „Ein Christ und ein geweihter Diener Gottes, der seine caritativen, liturgischen und in der Verkündigung liegenden Aufgaben nach bestem Wissen und Gewissen zu erfüllen bemüht ist!“

Pfarrverbände - den Pfarrer oder den Glauben teilen?

Hans-Joachim Sander, Salzburg

Seit Robert Bellarmin (1542–1621) versteht sich Kirche in Angleichung an die Nationalstaaten als *societas perfecta*, die durch ihre Repräsentanten auf allen Ebenen als unabhängig und selbstbestimmt sichtbar werden muss. In Kooperationseinheiten gerät mit einem „Teilen des Pfarrers“ diese Identifizierungsform unter Druck. Auf Zukunft hin muss sich Kirche der Herausforderung stellen, die „Sichtbarkeit des Glaubens“ zu transformieren in ein „Teilen des Glaubens mit anderen“.

In der Nähe von Würzburg liegt ein Ort namens Waldbüttelbrunn. Der Nachbarort heißt Hettstadt. Die Orte sind keine drei Kilometer auseinander, aber sie sind miteinander seit Generationen in Konkurrenz und Streit verbunden. Ende des Jahrtausends ging in Waldbüttelbrunn der Pfarrer in Ruhestand und das Würzburger Ordinariat schlug vor, aus den beiden Dörfern eine Pfarreiengemeinschaft zu bilden. Ich habe selten eine solche turbulente Sitzung im Pfarrgemeinderat erlebt, als diese Nachricht die Runde gemacht hatte. Leute, die sonst nur auf das Pfarrfest hin sitzungsaktiv waren, führten mit einem Mal entschieden das Wort: „Bloß nicht mit den Hettstädtern zusammen gehen!“ Die Leute hatten nichts gegen den Hettstädter Pfarrer; er galt als passabel. Entscheidend war, dass die Waldbüttelbrunner den Pfarrer partout nicht mit ‚denen da drüben‘ teilen wollten. Zum Glück bot sich dann ein indischer Gastpriester an, der gut Deutsch sprach, weil er an der Theologischen Fakultät in Würzburg promoviert hatte. Den neuen Pfarrer trug man in Waldbüttelbrunn auf Händen.

Daran muss ich oft denken, wenn die Rede auf Pfarrverbände oder Seelsorgeräume mit Kooperationsvertrag in den Diözesen kommt. Ich vermute, Waldbüttelbrunn wird kein Einzelfall sein. Ich möchte nun nicht die ekklesiologischen Konzepte hinter den Kooperationen vertiefen. Das ist ein anderes Thema. Mir kommt es auf die Ablehnung an, den Pfarrer zu teilen. Sie hängt meines Erachtens nicht an den beteiligten Personen. Sie sind in der Regel keine interessegeleiteten Drahtzieher, sondern – meist ohne es zu wissen – im Griff von Mächten, mit denen bei diesem Thema zu rechnen ist. Diese Mächte sind theologischer Natur, stammen aus dem Barock

und prägen die Kirche bis heute. Die sagen: Eine Gemeinde, die einen Pfarrer mit anderen teilt, wird unsichtbar. Und wer unsichtbar wird, ist nicht mehr wirklich präsent, sondern defizitär. Wo kommt diese Fokussierung auf die Sichtbarkeit her?

Die Theologie der Sichtbarkeit – das Herzstück der *societas perfecta*

Der Pfarrer ist die Amt gewordene Gestalt der Kirche, und diese Gestalt lässt sich nur schwer austauschen, weil erst der Pfarrer sichtbar machen kann, dass Kirche da ist. Seine Person ist der sichtbare Ort von Kirche. Muss diese Person mit anderen geteilt werden, was allein schon für sich betrachtet ein organisatorisches Kunststück ersten Ranges ist, das viele Priester mit Bravour bewältigen, dann fehlt etwas sichtbar – nämlich die Kirche. Da die Kirche diese Situation ja selbst durch ihre Pastoral- und Stellenpläne verursacht hat, steht hier Kirche gegen Kirche. Ein Dorf, das keinen Pfarrer mehr hat, steht – so wird es empfunden – kurz vor der Wüstung, und ein Stadtteil, der keinen Pfarrer mehr vorweisen kann, wird bald verelenden, so die Befürchtung. Natürlich ist das übertrieben gesagt. Aber es ist eine Überziehung, mit der die Kirche seit den Tagen von Robert Bellarmin (1542–1621) gelebt hat, der in Rom den ersten Lehrstuhl für Kontroverstheologie innehatte. Bellarmin führte einen Gedanken in die Ekklesiologie ein, die sich während der barocken Phase der Gegenreformation flächendeckend ausbreitete und die weitgehend in den katholischen Gebieten bis ins 20. Jahrhundert das Feld beherrscht hat. Die Kirche begriff sich so wie die Nationalstaaten, weil sich immer mehr Nationalstaaten entwickelten und die alte Konstellation aus Papst und Kaiser ihre frühere politische Bedeutung verloren hatte. Die Staaten und die Kirche sahen sich als *societates perfectae*. Darunter versteht man politische Einheiten, die alles, was für sie nötig war, selbst zur Verfügung hatten: nämlich ein eigenes Territorium, ein eigenes Volk, eine eigene Herrschaft.

Das Gottesgnadentum des Absolutismus steht für diesen Vorgang; die eigene Herrschaft wird im Fürsten selbst garantiert und von ihm repräsentiert. Mit diesen absolut regierten Nationalstaaten musste die barocke Kirche mithalten und deshalb gab sich selbst die Identität einer *societas perfecta*. Bellarmin fügte zu diesem Konzept hinzu, dass sich die Kirche auch gerade so sichtbar machen muss, um von diesen natürlichen *societates perfectae* ernst genommen zu

werden. Diese Sichtbarkeit ihrer Eigenständigkeit sollte sie insbesondere denen gegenüber sichtbar machen, die ihr gegenüberstehen als Gegner, Häretiker, Ungläubige. Diese Sichtbarkeit der eigenen Unabhängigkeit macht sie mit den Kontroversen sichtbar, die sie mit ihnen führt. Wo immer Kirche ist, muss sie aus sich selbst heraus existieren können, diese alleinige Selbstbestimmung mit den Repräsentanten sichtbar machen, die sie hat, und die müssen dafür zu Kontroversen fähig werden. Die Idee der Autarkie und politischen Unabhängigkeit stammt aus der Antike, findet sich schon bei Platon und Aristoteles und beschreibt die Entität der Polis. Eine Polis, die keine Kolonie einer anderen Polis war, musste diese Form von Eigenständigkeit besitzen, die von den drei genannten Größen Territorium, Herrschaft, Volk ausgedrückt wurde. Sie sind in der klassischen Staatsrechtslehre konstitutiv für einen Staat. Der moderne Staat ist eine *societas perfecta*, weshalb ja manche Staaten bis heute Schwierigkeiten damit haben, dass sie von größeren politischen Einheiten wie etwa der EU abhängig sind. Hier drückt sich das in sich selbst begründete Selbstständigkeitsdispositiv aus. So begriff sich der Staat in der frühen und hohen Moderne. Mittlerweile ist das schon länger als Utopie entlarvt, die nicht funktioniert. Diese Ohnmacht will man umso weniger gerne wahrhaben, je offensichtlicher sie ist. So wie die Nationalstaaten sich seit der Reformation aufstellten, so begriff sich seit dem Barock auch die katholische Kirche. Sie wird zur Kirche des Zeitgeistes, was abzustreiten allerdings ein wesentlicher Ausdruck genau dieser Identitätskonstruktion ist. Deshalb war ihr der Kirchenstaat so wichtig, ist das Kirchenrecht als Herrschaftsgröße so gewichtig geworden und wird das katholische Volk als Referenzgröße wichtig. Vorher war das nicht in dieser Weise von Belang; das Kirchenrecht war sogar ein antipapalistisches Instrument im Konziliarismus, das Volk war zweitrangig gegenüber den Lehren. Das ändert sich seit der Neuzeit dem Geist der



modernen Zeit entsprechend. Von den Sonnenkönigen bis zu Henry Fords (1863–1947) River-Rouge-Plant in Detroit, von der invisible hand des Marktes nach Adam Smith bis zur Bellarminschen theologisch-politischen Konzeption der *societas perfecta*.

Pfarrverbände – den Pfarrer oder den Glauben teilen?

„Rule, Britannia! Britannia rule the waves!“ stets geht es um die eigene Selbstbestimmung durch selbst kontrollierte Instrumente der Macht. Das lässt sich sogar philosophisch mit dem aufkommenden Rationalismus untermauern. Descartes’ „ego cogito – ego sum“ ist die passende Formel dafür, dass eine Größe sich allein auf sich selbst verlassen kann, weil alles andere zweifelhaft und nicht verlässlich ist. So wie das moderne Subjekt in sich selbst gründet und sich mit den Utopien diszipliniert, die das unterstützen, so geschieht es auch mit der Kirche.

Sie wird zu einem ausgesprochen modernen Subjekt und zieht für ihre souveräne Unabhängigkeit alle Register von Sichtbarkeit. Mit der Identifizierung als *societas perfecta* wird die katholische Kirche zum katholischen Fall der modernen Utopie, aus sich selbst heraus zu existieren.

Leo XIII. hat diese Utopie 1885 auf diesen Punkt gebracht: „und – was höchst wichtig ist – sie [die Kirche] ist eine ihrer Art und ihrem Recht nach vollkommene Gesellschaft, da sie die für ihre Erhaltung und Tätigkeit notwendigen Hilfsmittel nach dem Willen und durch die Wohltat ihres Gründers alle in sich und durch sich selbst besitzt“ (Enzyklika ‚Immortale Dei‘, DH 3167).

Im Modus der Weltkirche wird nun aber das Terrain für eine *societas perfecta* schlichtweg zu groß. Sie ist überdehnt, was man sehr klar an der römischen Kurie nachvollziehen kann, die nicht mehr aus Skandalen herauskommt. Im globalisierten Maßstab ist die Sichtbarkeit nicht nur ein enormes Problem, sondern der Kristallisationskern für all das, was eigentlich nicht sichtbar werden darf, aber als verschämte Ab-

gründe gleichwohl vorhanden ist. Es gibt keinen Unabhängigkeitsanspruch der katholischen Kirche, der nicht zugleich von dem konterkariert wird, worin ihre Abhängigkeiten sichtbar werden – angefangen von den Missbrauchsskandalen über die traditionalistischen Netzwerke, die sich nicht um das generelle Wohl der Kirche scheren und sich womöglich sogar aus der gültigen Sexualmoral heraus privilegieren, bis hin zu den Geldwäschewürfen an die Adresse der Vatikanbank. Mit dem Rücktritt von Benedikt XVI. hat diese Selbstrelativierung der eigenen Autarkie nun auch das Papsttum erreicht.

Für den modernen Staat, der ja das Vorbild dieser Kirchenidentität ist, wird die Unmöglichkeit, sich von sich selbst her zu begreifen, seit dem Ende des Ersten Weltkriegs sichtbar und im Böckenfördeschen Paradoxon auch staatsrechtlich formuliert: „Der freiheitliche, säkularisierte Staat lebt von Voraussetzungen, die er selbst nicht garantieren kann.“ Was für den modernen Staat gilt, gilt auch für die moderne Kirche.

Diejenigen in der Kirche, die die Hauptlast der Sichtbarkeitstheologie der *societas perfecta* zu tragen hatten, sind die Priester, insbesondere die Pfarrer. Sie sind deren Lastesel für Jahrhunderte gewesen. Allein schon ihre zölibatäre Lebensform soll die kirchliche Unabhängigkeit sichtbar ausdrücken. Es trifft nun gerade diese Identitätsform von Kirche ins Mark, wenn sie nicht mehr vor Ort, in den Gemeinden sichtbar von einer Leitung repräsentiert wird, die sie zu ihrer Identifizierung gegenüber anderen benötigt. Der gesamte, von Kontroversen bestimmte Habitus dieser Repräsentationsform von Kirche gerät ins Schlingern. Wenn mit einem Male in den Pfarren Laien die Kirche sichtbar machen sollen, die eigentlich das theologische Gegenüber

in der klassischen Konstruktion sind, dann wird es entsprechend schwer, die Durchsetzung der kirchlichen Sichtbarkeit nach außen zu garantieren. Hier gerät ins Rutschen, was die *societas perfecta*-Identität ausmacht. Sie kann sich nicht mehr auf der Ebene der Pfarren mitteilen. Damit gerät aber auf der Ebene der Kontaktzonen mit den Menschen von heute das Machtkonzept der *societas perfecta*-Kirche ins Rutschen.

Divide et impera – teilen ist Macht, teilen müssen ist Ohnmacht

Als Romano Guardini 1922 in einem Vortrag die dann berühmt gewordene Zeile fand: „Ein religiöser Vorgang von unabsehbarer Tragweite hat eingesetzt: Die Kirche erwacht in den Seelen“⁴, bringt er etwas ins Wort, was damals in jeder Hinsicht außergewöhnlich war. Er weist auf die unsichtbare Seite der Kirche hin, eben die Präsenz in den Seelen, also im inneren Menschen. Denn eigentlich ist die Kirche auf den äußeren Aspekt geeicht. Der Sichtbarkeitstheologie entspricht die äußere Demonstration der Unabhängigkeit. Diese garantiert Macht und darum geht es bei einer *societas perfecta*. Schließlich ist sie ein politisches Konzept. Eine exzellente Strategie, um Macht zu erhalten oder zu erringen, ist das Teilen. Teilen ist ja im Deutschen doppeldeutig. Das Teilen, das Macht einbringt, heißt im Französischen ‚diviser‘ und im Englischen ‚to divide‘. Seit der Antike war dieses Teilen eine strategische Frage.

„Divide et impera“, so bringt ein spätmittelalterlicher französischer König die Machtstrategie von Caesar auf den Punkt. Deutlich wird die Strategie in Caesars Belagerung von Alesia im Jahr 52 v. Chr., wo sich Vercingetorix verschanzt hatte. Caesar baute zwei Palisadenzäune – einen zur Stadt hin und einen ins Umland hin. Damit hielt er die Verteidiger zu denen auf Abstand, die aus dem Umland her die belagerte Stadt entsetzen wollten, und zugleich hielt er seine Truppe davon ab, auch nur an etwas anderes als den Sieg zu denken.

Wer herrschen will, muss teilen können. Das traditionelle System der Pfarren entsteht aus einem Teilungssystem im Sinn des *diviser* – ein Territorium,

eben dasjenige der Ortskirchen, also Diözesen, wird aufgeteilt auf Anteile der sichtbaren Präsenz der Kirche und die Priester

garantieren diese Teilungen. Wenn eine vorhandene Größe aufgeteilt wird, dann wird sie entsprechend kleiner, aber für diejenige Größe, Institution, Person, die in der Lage ist, diese Teilung vorzunehmen, wächst dennoch etwas – nämlich die Fähigkeit zu teilen. Sie bedeutet



Macht. ‚Divide et impera‘ ist ein Strategie von Macht und die Aufteilung eines Territoriums in sichtbare Unterabteilungen, ist eine Demonstration von Macht. Die Kirche beherrscht diese Teilungskunst seit Jahrhunderten und realisiert die Strategie insbesondere mit ihrem System der Pfarren. Es wird, so weit es irgend geht, flächendeckend umgesetzt.

Wenn nun wie im Fall der Pfarreienverbände oder überpfarrlichen pastoralen Verwaltungsbezirke eine Aufteilung vorgenommen wird, in der die sichtbaren Leiter, was nun einmal auf dieser Ebene in der *societas-perfecta*-Struktur die Priester sind, auf der überpfarrlichen Ebene zum Stehen kommen, dann ist damit auch die Sichtbarkeit von Kirche auf diese Ebene gehoben. Wenn gleichzeitig, was ja in aller Regel geschieht, die Pfarren als solche erhalten bleiben, dann wird ihnen zwar nicht die Titulatur als Pfarre genommen, aber die Sichtbarkeit.

Sie ist eine Art von Repräsentanz, die nicht mehr sichtbar demonstriert, was sie markieren soll. Sie hat nicht mehr die Identifizierbarkeit gegenüber anderen, über die sie sich definieren könnte. Es entsteht eine Differenz, die nicht zu überbrücken ist. Diese Pfarren sind Pfarreien ohne den sichtbaren Status, den sie eigentlich nötig haben. Eine zuvor sichtbar eigenständige räumliche Gliederung muss teilen. Teilen-können bringt Macht ein, Teilen-müssen mutet dagegen Ohnmacht zu. Aus den Pfarren, die in der *societas perfecta* die unterste Gliederung der Macht in der Kirche sind, wird ein Erfahrungsraum von Ohnmacht. Das gilt sogar dann noch, wenn das pfarrliche Leben gut weitergeht, vielleicht sogar aufblüht, weil jetzt die verantwortliche Person noch viele andere Aufgaben hat und deshalb mehr delegieren muss. In jedem Fall bringt die pastorale Notwendigkeit, den Priester oder die Priester zu teilen, Ohnmacht ein. So lange sich die Kirche auf ihrer diözesanen Ebene und auf ihrer weltkirchlichen Ebene nicht wirklich von der *societas perfecta* trennt und deren Sichtbarkeitstheologie aushebelt, wird diese Ohnmacht auf der Ebene, auf der die Priester, die Pfarrer, geteilt werden müssen, sich einnisten.

Es lässt tief in die Lage der Kirche blicken, dass die Leute in den Pfarren vor Ort nicht mit Spruchbändern demonstrieren ‚Wir wollen unseren eigenen Pfarrer haben‘, wenn es zu den Pfarrverbänden kommt, die es jetzt überall im deutschen Sprachraum gibt. Die Leute haben verstanden; sie realisieren mittlerweile sehr wohl, was sie womöglich schon lange insgeheim

wissen. Sie können sich nicht darauf verlassen, was ihnen die Sichtbarkeitstheologie suggeriert. Die *societas perfecta* erweist sich als das, was sie wirklich ist – eine Utopie, die an die Moderne gebunden ist. Wenn sich die Lage zuspitzt und die Dinge eng werden, löst die *societas perfecta* ihre Versprechen nicht ein. Und wenn die Dinge sich zudem noch in einer spätmodernen Phase der Zivilisation wandeln, die von globaler und dynamischer Pluralität ausgehen muss, dann trägt diese Utopie nicht mehr. Ihre Macht ist auf tönernen Füße gebaut, sie ist hohl geworden. Was ist jetzt zu tun? Man kann anders teilen als auf die Art des *diviser*.

Glauben teilen – eine Macht aus der Ohnmacht

In der *societas perfecta* wird die Sichtbarkeit der Kirche in verschiedener Hinsicht aufgeteilt, was jeweils die Eigenständigkeit von Kirche stärken soll. Die Teilungen erfolgen allein nach kirchlichen Maßstäben und das gilt auch für die Pfarrverbände. Die Referenzgrößen sind die Ressourcen an Personal, Geld, Anzahl der Katholiken, nach denen geteilt wird. Außerkirchliche Fragen sind demgegenüber nachgeordnet. Mehr geht für die Kirche eben nicht mehr – es sei denn, sie gibt ihre *societas-perfecta*-Identität auf. Aber gerade diese Konsequenz ist vom Zweiten Vatikanischen Konzil tatsächlich gezogen worden. In *Lumen gentium* 8 heißt es: „Die mit hierarchischen Organen ausgestattete Gesellschaft aber und der mystische Leib Christi, die sichtbare Versammlung und die geistliche Gemeinschaft, die irdische Kirche und die mit himmlischen Gaben beschenkte Kirche sind nicht als zwei Dinge zu betrachten, sondern bilden eine einzige komplexe Wirklichkeit, die aus menschlichem und göttlichem Element zusammenwächst. Deshalb wird sie in einer nicht unbedeutenden Analogie mit dem Mysterium des fleischgewordenen Wortes verglichen“ (DH 4118).

Kirche ist also eine komplexe Wirklichkeit und ähnlich strukturiert wie die Person Christi mit ihren zwei Naturen. Die Analogie zur Christologie ist für die Kirche und die Gestaltung kirchlicher Praktiken wichtig; denn daraus ergibt sich, dass man sich in Sachen Kirche vor zwei Häresien hüten muss – einem Monophysitismus, der die zwei Naturen vermischt, und einem Nestorianismus, der sie trennt. Beide schaukeln sich christologisch gegenseitig hoch, wie die Entwicklung vor dem Chalcedonense 451 zeigt.

Die komplexe Wirklichkeit Kirche aus sichtbarem und unsichtbarem Anteil zu verbinden, ohne in die Trennung oder die Vermischung zu verfallen, ist das Kirchenproblem unserer Tage. Die *societas perfecta* verfolgte eine Teilungsart, die deutlich nestorianisch aufgestellt ist. Kirche wird hier aufgeteilt und alles der Sichtbarkeit untergeordnet. Die Unsichtbarkeit, also der Glauben der individuellen Person, das Gewissen in den Handlungsentscheidungen für und aus diesem Glauben, die unsichtbare Glaubenstat im sozialen, kulturellen, politischen, existenziellen Bereich stehen dem gegenüber nach. Diese nestorianische Struktur der *societas perfecta* fördert auf der anderen Seite eine monophysitische Selbstidealisierung von Kirche – die Kirche ist allein heilig in dem Sinn, dass sie sündenlos ist. Sündig sind nur Menschen in ihr, aber nicht ihre eigenen Strukturen.

Wenn die komplexe Wirklichkeit der Kirche so aufgeteilt wird, dann verliert sich ihre Repräsentanz für Christus. Kirche ist nicht Christus, weshalb das christologische Moment ‚in allem uns gleich außer der Sünde‘ auf sie auch nicht zutrifft. Aber das „ungetrennt und unvermischt, ungeteilt und unverwandelt“, mit dem die Christologie die Zweifelt von göttlicher und menschlicher Natur austariert, trifft auf Kirche schon zu. Sie ist nicht Christus, aber von ihrem Antlitz scheint das Licht Christi auf die Völker wieder (*Lumen gentium* 1).

Deshalb wird ihr zugemutet, den Glauben, den sie vertritt, und die Administrationsformen, in denen sie diese Glaubensvertretung fasst, einander wechselseitig bestärkend zuzuordnen, ohne beide zu trennen oder zu vermischen. Darum ist für die Kirche und ihren Glauben eine ganz andere Teilungsart nötig, die nicht mit *diviser* zu beschreiben ist. Es ist eine Teilungsart, die im Englischen ‚to share‘ und im Französischen ‚partager‘ heißt. Es ist ein Teilen, das nicht aufteilt oder abteilt, sondern Größen in einer Weise zueinander stellt, dass sie sich wechselseitig von der jeweils anderen Seite bestimmen lassen. Es ist eine Relativierung im starken Sinn



des Wortes. Es gibt diese Teilungsarten und sie sind in der Alltagswelt eines säkularen Zeitalters weit verbreitet. Weisheit kann man auf diese Weise teilen, auch Informationen. Nicht zuletzt Einander-Lieben bedeutet, auf diese Weise zu teilen. Kultur teilt sich so mit, auch die religiösen Weisheiten der Menschheit und noch manches andere mehr. In der Teilung des ‚sharing‘ wächst oder entsteht etwas, was zuvor nicht da war. Wer die Trauer mit Menschen teilt, wird nicht den Grund der Trauer ungeschehen machen können, aber es wächst der Trost. Wer Wissen miteinander teilt, schafft die Voraussetzungen für die Entdeckung von etwas, was zuvor noch gar nicht begriffen wurde. Wer in der Liebe die Körper miteinander teilt, erfährt eine Intimität, die glücklich.

Welche Teilungsart verlangt der Glauben? Er verlangt zuerst nach sharing, nach partager. Es kann Glauben nur geben, wenn er geteilt wird – und zwar mit denen, die ihn gar nicht haben. Die bringen etwas herbei und heran, was diesem Glauben fehlt – nämlich die richtigen Fragen. Erst auf dem Boden der richtigen Fragen kann der Glauben die richtigen Antworten geben, aber diese Fragen kommen von außen und sind prekär. Denn die Antworten, die überhaupt erst in der Lage sind, diese Fragen überzeugend zu beantworten, werden freilegen, was alles daneben liegt und sogar falsch ist in der Art und Weise, wie selbstverständlich geglaubt wird. Auf dem Boden eines sharing des Glaubens wird dann deutlich, von welchen Glaubensweisen sich eine Glaubensgemeinschaft verabschieden muss. Wenn man dagegen die Weitergabe des Glaubens von einem *dividing* gegen Häresien abhängig macht, dann wird der Glauben nicht wachsen, sondern angstvoll in sich verkümmern. Das aber war die Darstellungsstrategie des Glaubens in der *societas perfecta*; sie setzte deshalb zwangsläufig auch das Dogma prinzipiell vor die Pastoral. Damit hat das Zweite Vaticanum vor allem in den beiden Kirchenkonstitutionen

vor allem in den beiden Kirchenkonstitutionen

Schluss gemacht. Ausdrücklich macht das die Fußnote zum Titel von *Gaudium et spes*: „Pastoral‘ aber wird die Konstitution deswegen genannt, weil sie, auf Lehrprinzipien gestützt, die Haltung der Kirche zur Welt und zu den heutigen Menschen auszudrücken beabsichtigt. Deswegen fehlt weder im ersten Teil die pastorale Absicht noch aber im zweiten die lehrhafte Absicht“ (DH 4301). Die Aufteilung von Dogma und Pastoral im Sinn von *divide et impera* ist schlichtweg ein falscher Glaube.

Wenn man diese Konzilsposition der Frage der Pfarrverbände zu Grund legt, dann ändert sich die Grundfrage an diese Aufteilungsart, die Pfarrverbände darstellen. Entscheidend sind nicht die Entscheidungen der Kirche über ihre pastorale Administration, sondern was das für die Weitergabe des Glaubens bedeutet. Die Pfarrverbände, also das Teilen des Pfarrers, sind rechtfertigungspflichtig gegenüber der Fähigkeit der Kirche, den Glauben zu teilen im Sinne von *partager*. Welche missionarischen Effekte lassen sich dadurch erzielen, oder welche mission wird dadurch unmöglich? Pfarrverbände sind auch Seelsorgeräume. Entscheidend ist dabei die Identifizierung mit den Räumen. Denn Räume sind stets von mehr belebt und bewohnt als von denen, die man dabei im Blick hat. Diese Räume sind von Diskursen durchzogen und von Orten geprägt, die prekär sind, weil sie keine Utopias sind, sondern „andere Räume“ darstellen. „Andere Räume“ sind Orte, die es tatsächlich gibt und denen man nicht ausweichen kann, obwohl sie Anfragen darstellen, die selbstverständliche Ordnungsmechanismen aufbrechen und konterkarieren. Michel Foucault nennt sie Heterotopien. Es gibt sie im großen Maßstab dort, wo Menschen um die Anerkennung ihrer Würde ringen müssen. Und es gibt sie im kleinen Maßstab dort, wo Menschen in ihrem Leben von etwas durchkreuzt werden, das sie in radikal veränderte Lebensperspektiven stellt. Diese Heterotopien sind bedeutsame Orte in den Seelsorgeräumen. Wenn die Aufteilungsart der Pfarrer in einem Pfarrverband das Entdecken, Aufsuchen und Sich-Aussetzen dieser



Andersorte befördert, dann passt es in die komplexe Wirklichkeit Kirche. Wenn aber das Gegenteil geschieht, dann wird diese Teilungstaktik der *societas perfecta* die Kirchenkrise verstärken und ihren gesellschaftlichen Abstieg beschleunigen. Den christlichen Gott glauben, setzt mit der anderen Teilungsart an, dem Teilen von Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, insbesondere der Armen und Bedrängten aller Art. Diese Teilungsart hat unseren Glauben über die Jahrhunderte hin begleitet und gestärkt. Sie wird sich auch jetzt wieder durchsetzen, aber es kann sein, dass es auf Kosten der Kirche als *societas perfecta* geht. Aber darauf kommt es nicht wirklich an, wenn gilt: „Versammelt im Namen des Herrn“.

Literatur

- Dietrich, Thomas, 1999: *Die Theologie der Kirche bei Robert Bellarmin (1542–1621). Systematische Voraussetzungen des Kontroverstheologen*, Paderborn: Bonifatius, 1999.
- Böckenförde, Ernst-Wolfgang, 1976: *Staat, Gesellschaft, Freiheit*, Frankfurt: Suhrkamp.
- Foucault, Michel, 2005: *Andere Räume*, in: *Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits, Bd. 4*, Frankfurt: Suhrkamp.
- Guardini, Romano, 1922/1990: *Vom Sinn der Kirche (1922)*, Werke, Werke / Romano Guardini. *Sachbereich Christus und Christentum*, Mainz/Paderborn: Grünewald/Schöningh.
- Smith, Adam, 1937: *An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations*, New York: Modern Library.
- Wassilowsky, Günther, 2005: *Robert Bellarmin (1542–1621)*, in: Graf, F. W. (Hg.), *Klassiker der Theologie*, Bd. 1, München: Beck, 267–280.
- 5 Foucault (2005) 931–942.

Der Beitrag wurde uns vom Referenten des Symposiums 2012 der Liturgiekommission Österreichs zum Titel „Versammelt in seinem Namen“ freundlicherweise überlassen. Wir danken auch für die Abdruckgenehmigung der Zeitschrift „Heiliger Dienst“ 1/2013 und verweisen auf die anderen lesenswerten Beiträge in dieser liturgischen Fachzeitschrift.

Homepage der Ständigen Diakone:

www.diakon.at

Diakone ED Wien

Zwei neue Weihejahrgänge: der Jahrgang 2016 hat bereits gestartet und der Jahrgang 2014 geht in die nähere Vorbereitungsphase:

Mit einem Orientierungswochenende, einer Sozialpraxis und regelmäßigen Zusammenkünften hat im Jänner dieses Jahres eine Gruppe von 23 Kandidaten ihren Jahrgang 2016 begonnen. Im Juli ist eine Sommerwoche mit dem Schwerpunkt... geplant an der auch alle Ehefrauen teilnehmen. Damit auch junge Familien teilnehmen können ist auch eine Kinderbetreuung integriert. Neben der fachlichen Ausbildung treffen sich die Mitglieder der Gruppe regelmäßig auch mit erfahrenen Diakonenfamilien in einer Erfahrungsgruppe.

Der Jahrgang 2014 hat sich zu einer guten Diakonengemeinschaft entwickelt und plant vor der Weihe eine Reise ins Heilige Land.



Diözesanprozess Apg 2.1

Der diözesane Prozeß Apostelgeschichte 2.1. geht in die nächste Runde. Großes Gewicht wird darauf gelegt, dass der angestoßene Strukturprozeß nicht die ersten Schritte Masterplan und Jüngerschaftsschulung verdrängt. So ist im Herbst 2013 eine weitere Diözesanversammlung geplant. Die PfarreNEU wird bereits in zwei Wiener Dekanaten (10. Bez. und 15. Bez.) im nächsten Jahr bzw. 2015 umgesetzt. Da durch die Planungen auch die den Pfarren per Dekret zugeordnet sind gab es einen extra Diakonetag zum Thema mit Kardinal Schönborn und dem Leitungsteam Apg 2.1. an dem über 100 Diakone teilnahmen. Der

Diakonenrat hat zum Diözesanprozeß ein Positionspapier erstellt in dem die Diakone sich positiv zu den Entwicklungen stellen aber klar ihre Position und ihre Visionen einbringen. So wird an einem Strategieplan gearbeitet.

Neuwahl der Vertreter der Diakone in den Diakonenrat

Im Juni 2013 trifft sich der Diakonenrat zu seiner 54. Sitzung und beendet somit seine dritte Funktionsperiode. In zwei Wahlgängen wurden für die vierte Funktionsperiode die drei Vertreter der Diakone ermittelt. In einem ersten Wahlgang konnte jeder drei Diakone vorschlagen und im zweiten Wahlgang stellten sich die 10 am öftesten genannten Diakone der Wahl in den Diakonenrat. Der Diakonenrat besteht aus sieben Diakonen - zwei ex officio Mitglieder- (Instituts- und Ausbildungsleiter) - , zwei Diakone werden vom Kardinal ernannt und den drei Gewählten. Der Diakonenrat hat die Aufgabe den Erzbischof in allen diakonalen Belangen zu beraten und vertritt die Diakone gegenüber der Diözesanleitung.

Exerzitien für Diakone und Ehefrauen

Zwischen Christi Himmelfahrt und den darauffolgenden Sonntag nahmen 15 Diakone und Ehefrauen an den im Kloster Kirchberg angebotenen Exerzitien teil. Das Thema war aus Anlass des Jahres des Glaubens „der MehrWERT der Lebens, des Glaubens und des Dienens“. Aufgrund des Interesses und der Rückmeldungen der TeilnehmerInnen wird es dieses Angebot an Exerzitien auch nächstes Jahr geben.



Altbischof Reinhold Stecher, Diözese Innsbruck ist am 29. Jänner 2013 in der Innsbrucker Klinik im 92. Lebensjahr verstorben.

„Das Flugzeug ist im Sinkflug, die Landeklappen sind ausgefahren und wenn ich mir noch etwas wünsche, dann ist es eine sanfte Landung“, das sagte Altbischof Reinhold Stecher anlässlich seines 90. Geburtstages. Er wusste um das Geschenk des Lebens, aber auch, dass er sich im letzten Kapitel des Lebens befindet, das er in seinem letzten Buch „Spätlese“ beschrieb. Bischof Reinhold Stecher wurde am 22. Dezember 1921 in Innsbruck geboren und trat im Jahr 1939 in das Priesterseminar ein. Unterbrochen durch den Krieg, wurde er 1947 zum Priester geweiht.

Stecher wirkte als Präfekt am Bischöflichen Studienheim Paulinum und als Religionsprofessor an der Pädagogischen Akademie des Landes sowie als Spiritual am Priesterseminar, ehe er am 15. Dezember 1980 von Papst Johannes Paul II. zum Bischof der Diözese Innsbruck bestellt wurde. Am 25. Jänner 1981 wurde Reinhold Stecher im Innsbrucker Dom durch seinen Vorgänger Paulus Rusch zum Bischof geweiht.

In seiner Zeit als Diözesanbischof fielen wesentliche Ereignisse für die Kirche in Tirol, die die Handschrift Reinhold Stechers noch tragen. Stecher setzte der Legende von angeblichen jüdischen Ritualmord am „Anderl von Rinn“ ein Ende und verbot jeden weiteren Kult. In seine Amtszeit fiel auch die Seligsprechung der beiden Märtyrerpriester Otto Neururer und Jakob Gapp. 1993 unterzeichnete er die von SOS Mitmensch initiierte Petition gegen die angestrebte Verschärfung der Asylgesetzgebung. Bischof Stecher hat nie das offene Wort gescheut und bis zum letzten Tag Stellung zu den brennenden Fragen der Kirche bezogen. (Laien, Frauen, Zölibat, Priester, Wiederverheiratete, Geschiedene).

In der Österreichischen Bischofskonferenz nahm Stecher die Aufgabe des Referatsbischof für „Caritas“ und „Frauen“ wahr.

Bischof Stecher war ein Berg und Naturfreund und als „Volksbischof“ sehr beliebt und geschätzt. Das Buch die „Botschaft der Berge“ ist ein Markenzeichen seines Lebens.

Im Dezember 1996 reichte Reinhold Stecher altersbedingt seinen Rücktritt ein und am 23. November 1997 weihte er Alois Kothgasser zu seinem Nachfolger als Bischof von Innsbruck.

In der Folge zog sich Stecher aus dem öffentlichen Leben zurück. Er half bis zuletzt in der Seelsorge aus, machte Krankenbesuche und hielt im In- und Ausland zahlreiche Exerzitien und Vorträge.

In seinem Ruhestand malte Reinhold Stecher noch unzählige Aquarelle und schrieb weitere Bücher. Diese Tätigkeit stellte er ganz in den Dienst am Menschen: Jeden Euro, der durch Verkauf oder Versteigerung seiner Werke hereinkam, stellte Stecher für Hilfsprojekte zur Verfügung. Mit dem Geld wurden Brunnen in Mali gebaut und Hilfsprojekte in Albanien und Armenien unterstützt.

Der Wahlspruch von Bischof Reinhold Stecher war „Dienen und Vertrauen“. Mit großer Wertschätzung und Unterstützung hat er den Ständigen Diakonat gestärkt und begleitet. Als Brückenbauer war er überzeugt, dass die Kirche den Pfeiler des Diakonates braucht, um die Verbindung zu den Menschen zu stärken und zu vertiefen. Sein Vertrauen in die Menschen und sein diakonales Wirken sind ein Vermächtnis für den Dienst des Diakons. Die Brücke der Gottes- und Nächstenliebe soll ihn zu den Ufern der ewigen Freude führen.



Das neue (kleinere!) Ansteckkreuz der Ständigen Diakone:

Größe: 18 x 13 mm, Messing 1,5 mm stark, Massivprägung, Echt versilbert matt, Glanzlack, Stift + Klemmkappe.



Preis per Stück 4€ (ohne Versandkosten)

Neue Bezugsadresse!!

Zu beziehen beim Behelfsdienst der Pastoralen Dienste der Diözese St. Pölten
Klostergasse 15; 3100 St. Pölten Tel. 02742/324-3315
Fax. 02742/324-3318
mailto: behelfe.pa.stpoelten@kirche.at

Redaktionsschluss für die nächste Ausgabe:
5. November 2013.

Texte und Bilder im jpg-Format an:
franz.brottrager@graz-seckau.at

Schreibe uns!

RUF!Zeichen soll ein Kommunikationsmedium der Ständigen Diakone sein.

Trage auch du dazu bei und schreibe uns, was dich interessiert. Leserbriefe sind herzlich willkommen, genauso Berichte aus den einzelnen Diözesen. Nütze die Gelegenheit, mit Kollegen in Verbindung zu treten!

Impressum

RUF!Zeichen ist die Zeitschrift der Ständigen Diakone Österreichs.

Medieninhaber:

Kommunikationsorgan der Ständigen Diakone Österreichs Botzmannngasse 9, 1090 Wien
Redaktion: Diakon SR Franz Brottrager, 8200 Gleisdorf, Wünschendorf 172; Tel 0664 2804529 (bitte nachmittags); E-mail: franz.brottrager@graz-seckau.at

Für den Inhalt verantwortlich:

Die jeweiligen Autoren;

Fotos: Privat

Druck: Gößler KEG Pack

Adressverwaltung: Franz Ferstl, Diakoneninstitut Wien, Boltzmannngasse 9, 1090 Wien, Tel. 01 51552 3872 Mail: f.ferstl@edw.or.at
zugestellt durch österreichische Post AG Info.mail Entgelt bezahlt

Anschrift



Verlagspostamt 8583 Edelschrott

ARGE DIAKONE

Herzlich Willkommen im Kreis der Sprecher:

Diözese Graz Seckau: Mag. Bernhard Pletz
Diözese St. Pölten: Josef Weiss
Erzdiözese Salzburg: Frank Waltz (innerhalb der ED) und Manfred Prodingner (Österreich)

Dank an die ausgeschiedenen Sprecher:

Graz: Ralf Höfer; St. Pölten: Michael Wegleitner, Salzburg: Andreas Weyringer
und wir begrüßen in den Reihen
der Ausbildungsleiter:
Graz: Diakon Peter Weinhappl.

Die **Sprecher der Diözesen**, gemeinsam Maria Höllwart (Vertreterin der Ehefrauen) trafen sich im Dienste der Diakonengemeinschaft zu zwei Besprechungen mit den Schwerpunkten:

- Vorbereitung der Österreichtagung
- Der Diakon in der Liturgie
- Der Diakon und die Diözesanreform
- Integration der Diakone in Diakonenkreisen

Neuer Internetauftritt unter www.diakon.at (ab 16. Juni 2013)

Ein Team an Diakonen aus der ED Wien arbeitet an der Neugestaltung und Aktualisierung der Homepage und der angeschlossenen Seiten. So finden alle Besucher über gut gekennzeichnete Buttons und eine aktivierte Landkarte mit den Diözesen Alles was für Diakone und Interessierte aktuell ist. Soweit Diözesen eine eigene Diakonenseite haben, öffnet sich die Seite der Diözese und bei den anderen Diözesen gibt es den aktuellen Stand und links zu anderen diözesanen Seiten.